

nicht ihre gegenständlichen Wurzeln. Sie appelliert an vitale Schichten des Individuums und leitet sich selbst aus somatischen, »unreinen« Impulsen ab. Sie will nicht ein sprachliches System ausbilden, sondern »Ausdruck«, gestische Verlängerung primärer Lebensregungen sein, wenn Nay auch »das Diktat der Form« anerkennt. Diese »materialistische« Malerei plädiert dafür, die Inkarnation der Subjekte anzuerkennen, die traumatischen Erfahrungen und Besonderungen des Körpers, die realen Individuen ernstzunehmen, die durch die beiden anderen Modelle der Nachkriegsmalerei konzeptionell an die »Strukturen« preisgegeben werden. Dem »asiatischen« Kollektivismus des Ostens widersetzt sich diese Kunst ebenso wie den rein geistigen Harmonien der absoluten Malerei, mit welcher der Grund für die ideologischen Versteinerungen in den 1950er Jahren gelegt wurde. Die Zentren dieser minoritären abstrakten Kunst, die Nay vertritt, lagen in der amerikanischen Zone.

Die Autorin favorisiert deutlich dies letztere Modell. Die unterschwellige Linie ihrer Argumentation scheint mir darauf hinauszulaufen, daß vor allem die Amerikaner die kulturelle Antwort auf die Probleme der Nachkriegszeit parat hatten (dennoch sieht Heibel die amerikanischen Umerziehungsprogramme durchaus kritisch). Wenn der Name auch kaum einmal fällt, so scheint mir der verborgene Prototyp der Nay-Interpretation in diesem Buch Jackson Pollock zu sein; nicht der Pollock, der für den Kalten Krieg instrumentalisiert worden ist (den Guilbaut rekonstruiert hat), sondern der Pollock Tim Clarks ist gemeint, dessen Malerei für den vergänglichen Körper, für Angst und Todesbewußtsein, für die Vulgarität einer niederen Kultur steht. Der oben angedeutete Paradigmenwechsel (Analyse subjektiver Funktionen der modernen Kunst anstelle der politischen), läßt sich in den USA an den Pollock-Deutungen dieser beiden Autoren festmachen. Erst im Zuge dieser paradigmatischen Verschiebung werden nun auch feministische Ansätze in die Kunstgeschichte integriert. Auch hierfür ist das vorliegende Buch ein gutes Beispiel.

*Jutta Held, Osnabrück*

Heinrich August Winkler/Hartmut Kaelble (Hrsg.), Nationalismus – Nationalitäten – Supranationalität, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1993, 357 S., Ln., 98 DM.

Seit dem Ende des Ost-West-Konflikts ist die politische Entwicklung in Europa durch zwei gegenläufige Prozesse gekennzeichnet: Während die Europäische Union mit der Umsetzung der Verträge von Maastricht einen neuen Schritt zur Vertiefung der Integration unternimmt und die Zahl der beitragswilligen Staaten wächst, erleben gleichzeitig nationale, ja sogar nationalistische Ideen und Strömungen in Ost und West einen für viele überraschenden Aufschwung. In diesem auf zwei Tagungen des »Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte« zurückgehenden Band ziehen fünfzehn Historiker, Sozial- und Rechtswissenschaftler eine informative, gedankenreiche Zwischenbilanz der Auseinandersetzungen um die Rolle des Nationalstaats, um Nationalismus und Integration in West- und Osteuropa; von wenigen Ausnahmen abgesehen, konzentrieren sich die Beiträge auf den Zeitraum von 1945 bis heute.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert. Gibt es, so lautet die Leitfrage des ersten Teils, eine »Renaissance der Nationalismen«? Zunächst rekapituliert Winkler die Entwicklung in Deutschland, beginnend mit der »Entlegitimierung« des Nationalismus über die seit Mitte der 1960er Jahre geführte Debatte über westdeutsches Nationalbewußtsein und die Zwei-Staaten-Theorie bis hin zur faktischen Akzeptanz der Zweistaatlichkeit in den 1980er Jahren. Angesichts der sich seit der Vereinigung mehrenden Anzeichen eines

»nachholenden Nationalismus« – nicht nur – in den neuen Bundesländern besteht Winkler darauf, daß es kein Zurück geben dürfe »hinter die Europäisierung und Internationalisierung des Denkens, die sich in der alten Bundesrepublik allmählich vollzogen« habe (S. 33).

Mit dem »Dilemma Frankreichs zwischen Nationalstaat, Supranationalität und »Rang in der Welt« (S. 54) befaßt sich Gilbert Ziebur; seine These von der kompensatorischen Funktion der französischen Europapolitik gilt freilich nicht nur für dieses Land. Wolfgang Kaschuba geht in einem der interessantesten Beiträge der Frage nach, wie »nationale Wirklichkeit« erzeugt wird und welche Rolle die Berufung auf »Volk« und »Kulturgemeinschaft« dabei spielt. Seine die Gegenwart einbeziehenden Überlegungen münden in das recht pessimistische Resümee, die »Idee der Ethnizität« habe in der deutschen Geschichte »zu lange als Prinzip politisch-nationaler Legitimation, sozialer Hierarchie und kultureller Identitätszuschreibung« gedient, »als daß sie sich rasch in einen akzeptierten kulturellen Pluralismus auflösen könnte« (S. 81). Peter Waldmann untersucht in vergleichender Absicht am Beispiel der Basken, Franco-Kanadier, Katalanen und Nordiren gewaltförmige Nationalitätenkonflikte. Die restlichen Aufsätze wenden den Blick weiter nach Osten: Hans Mommsen beleuchtet die Nationalitätenfrage im habsburgischen Reich, Günter Schödl setzt sich in modernisierungstheoretischer Perspektive mit der Geschichte des Nationalismus in Osteuropa auseinander; abschließend analysiert Dietrich Geyer die langfristigen Prozesse »moderner Nationsbildung, die im autokratischen Rußland begannen, unter kommunistischer Herrschaft verkamen« und nun, beim Zerfall des Sowjetimperiums, »aus der Latenz erneut hervorgetreten sind« (S. 160).

Die zweite Hälfte des Bandes ist dem gegenläufigen Trend gewidmet: der »historisch einzigartigen« (S. 9), im Ansatz supranationalen Integration westeuropäischer Staaten. In seinem einleitenden Beitrag diskutiert Kaelble drei gängige Interpretationsmuster des Einigungsprozesses – die These vom »Niedergang« der europäischen Integration, die entgegengesetzte Sicht, nach der die Entwicklung auf einen europäischen Staat »mit grundlegend ähnlichen Zügen wie der klassische Nationalstaat« hinauslaufe, und schließlich die – von ihm favorisierte – These von der Entstehung eines »völlig neuartigen Machtzentrums« (S. 191). Roger Morgan stellt die 1987 in Kraft getretene »Einheitliche Europäische Akte« in den Mittelpunkt seiner Überlegungen und unterstreicht, daß die Integration durch »eine Kombination konvergierender nationaler und ökonomischer Interessen, die strategischen Entscheidungen nationaler Regierungen« und nicht zuletzt durch die aktive Rolle der Europäischen Kommission unter Jacques Delors vorangebracht worden sei (S. 223). Im Anschluß skizziert Klaus von Beyme die Schwächen der hegemonialen Integration Osteuropas im Rahmen des »Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe«. Die Entwicklung des Wirtschaftsrechts und der Sozialpolitik auf europäischer Ebene untersuchen Ulrich Everling und Bernd Schulte. Während ersterer beträchtliche Fortschritte konstatiert, kommt letzterer zu dem Ergebnis, daß ein »Sozialstaat Europa« noch in weiter Ferne liege. Maurizio Bach deutet, im Einklang mit dem oben erwähnten dritten Interpretationsstrang, die Entwicklung der Europabürokratie als »Begründung eines neuen transnationalen Regimetyps«, dessen institutionelle Ordnung und Legitimationspraxis mit den konventionellen demokratietheoretischen Kategorien nicht mehr angemessen erfaßt werden könne (S. 305). Den Abschluß bilden ein Aufsatz von Hansjörg Siegenthaler über die Probleme der Integration im Lichte schweizerischer Erfahrungen und Clemens Wurms präziser Vergleich der französischen und britischen Europapolitik.

Das Buch enthält für die Nationalismus- wie für die Integrationsforschung eine Fülle von Anregungen; insbesondere verdeutlicht es den engen Zusammenhang zwischen beiden Phänomenen: »Über supranationale Integration läßt sich sinnvoll nur reden, wenn

wir zugleich die Widerstandskraft des Nationalen und des Nationalstaats im Blick behalten«, so Winklers einleitende Mahnung (S. 11). Insofern ist es doch zu bedauern, daß ausgerechnet diejenige Richtung der geschichtswissenschaftlichen Integrationsforschung nicht zu Wort kommt, die dieses Postulat von Anfang an beherzigt hat – die von Alan Milward begründete »Schule«. Einig sind sich die in dem Band vertretenen Autoren jedenfalls darin, daß Nationalismus und nationale Alleingänge die gegenwärtigen Probleme in Europa und in der Welt nicht zu lösen vermögen; von der »Irreversibilität« der europäischen Integration sind freilich nicht alle gleichermaßen überzeugt.

*Werner Bührer, München*

Lutz Raphael, *Die Erben von Bloch und Febvre. Annales-Geschichtsschreibung und nouvelle histoire in Frankreich 1945–1980*, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1994, 635 S., Ln., 128 DM.

Die Beschäftigung mit der französischen Historiker-Schule der »Annales« hatte in den 1980er Jahren etwas Gespenstisches an sich: Allein ihre Nennung verlieh meist jungen Historikern einen Hauch von Progressivität und Andersartigkeit, ohne daß immer Klarheit darüber herrschte, was denn so anders und neu an dieser Historikergruppe und ihren Forschungen sei. Es wurde weit mehr über die »Annales« geschrieben, als konkret über deren methodische und inhaltliche Eigenheiten bekannt war. Die an der gleichnamigen Zeitschrift der Nachkriegszeit mitarbeitenden Historiker dienten dabei den einen als Stellvertreter für den Anspruch auf eine rundum erneuerte Geschichtsschreibung, abseits jeglicher Faktenhuberei, Politik- und Ereignislastigkeit und detailversessener »Fußnotenfriedhöfe«; für die anderen war die Schule der »Annales« eine Ansammlung meist neomarxistischer Historiker, die offensichtlich ihr wissenschaftliches »Handwerk« nicht beherrschten. Dieses Zerrbild hat sich seitdem stark gewandelt. Mit dem Aufkommen einer modernen Sozial- und Mentalitätsgeschichte wurde die »Annales«-Gruppe auch in Deutschland entdeckt und breit rezipiert. Gerade für deutsche Historiker war der Zugang zu ihren Werken lange Zeit auch ein sprachliches Problem, auch wenn dies nicht gerne offen zugegeben wird. Viele wichtige Werke aus der Frühzeit der »Annales«, vor allem diejenigen von Lucien Febvre und Marc Bloch, wurden erst spät ins Deutsche übersetzt. Mittlerweile findet sich auf dem deutschen Büchermarkt eine ganze Fülle von Werken prominenter »Annales«-Historiker, nicht zuletzt dank der unermüdlichen Vermittlungsarbeit von Ulrich Raulff, Peter Schöttler und Lutz Raphael. Im Fall von Fernand Braudel hat geradezu eine Saturation bei den deutschen Übersetzungen eingesetzt. Die Rezeption in den angelsächsischen Ländern begann dagegen früher, aber nicht unbedingt intensiver. Die Vorstellung, es genüge, einige Bücher von Vertretern der Schule zu lesen, um zu verstehen, was diese genuin ausmache, führte jedoch nicht zum Ziel. Vielmehr verbarg sich hinter dem Begriff »Annales« eine verwirrende Vielfalt von nicht recht zusammenpassenden Mosaiksteinen. Hier Fernand Braudel, der »König Midas der Geschichte« (Arnold Esch) und sein Programm, dort der »Literat« George Duby und schließlich Pierre Chaunu, der »Herr der Zahlen«. Was verbindet diese Namen, außer der vagen Sammelbezeichnung »Annales«?

Bislang existieren nur vergleichsweise wenige wissenschaftliche Studien über die Entwicklung der »Annales« als eigenständige Historiker-Gruppe. In der Regel wird sie chronologisch und biographisch behandelt, ohne daß die institutionellen Verflechtungen im französischen Universitätssystem oder die inhaltlichen Ausrichtungen ihrer Vertreter dargestellt würden. Lutz Raphaels Habilitationsschrift bildet da eine wichtige Ausnah-